

Der Fall Beauchamp.

Erzählung nach Tatsachen von **L. Brenkendorf.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Scheriff zuckte die Achseln. „Um so besser für Sie, wenn Sie nicht im Garten des Obersten waren. Aber es ist nicht meine Sache, Sie danach zu fragen. Da, sehen Sie her und überzeugen Sie sich selbst, daß eine vollkommenere Übereinstimmung in Größe und Form der Stiefel nicht wohl denkbar ist."

Hektor Beauchamp leistete der Aufforderung Folge und mußte kopfschüttelnd zugeben, daß es in der Tat unmöglich schien, hier an einen bloßen Zufall zu glauben. „Das ist unbegreiflich," sagte er. „Und was wollen Sie daraus folgern, Mr. Croker?"

„Ich folgere daraus, daß der Mann, der am Tage von Sharps Ermordung diese Stiefel getragen, kein anderer als sein Mörder gewesen ist. Er hat sich in dem Garten versteckt gehalten, um dort die Heimkehr seines Opfers zu erwarten, aber er hat nicht daran gedacht, daß die Spuren seiner Schritte in dem aufgeweichten Erdreich zum Verräter werden könnten. So leid es mir um Ihretwillen, Mrs. Beauchamp, auch tut, und so sauer es mir bei unserer alten Freundschaft wird, ich muß doch meine Pflicht erfüllen. Im Namen des Gesetzes, Hektor Beauchamp — ich erkläre Sie für verhaftet."

Der Advokat veränderte so wenig seine Haltung als den Ausdruck seines Gesichts; Emily aber flog auf ihn zu und warf sich schluchzend an seine Brust.

4.

Drei Wochen später stellte man Hektor Beauchamp vor Gericht. In der öffentlichen Meinung galt er bereits als überführt, und niemand zweifelte mehr an seiner Verurteilung, seitdem es bekannt geworden war, daß er vom ersten Augenblick an jede Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen verweigert und nicht den kleinsten Versuch gemacht hatte, die vorgebrachten Verdachtsmomente zu entkräften. Selbst dem Verteidiger, den seine Familie ihm bestellt hatte, einem wegen seiner Geschicklichkeit weit bekannten Advokaten, hatte er erklärt, daß er aus triftigen Ursachen auf jede Rechtfertigung verzichten und es dem öffentlichen Ankläger überlassen werde, den Beweis für die erhobene Anschuldigung zu erbringen. Es war begreiflich, daß man unter solchen Umständen der Verhandlung vor dem Geschworenengericht mit höchster Spannung entgegensah.

Die üblichen Formalitäten waren rasch erledigt, und mit klarer, fester Stimme beantwortete Hektor Beauchamp die hergebrachten Fragen nach seinen Personalien. Dann erhob sich der Gerichtsschreiber, um die Anklageschrift zu verlesen, die in der Tat wahrhaft vernichtend für den Beschuldigten war.

Der Angeklagte hatte selbst zugestehen müssen, daß die nach den Fußstapfen im Garten genommenen Modelle genau zu den Sohlen der Stiefel paßten, die er während seines Aufenthalts in Frankfort getragen, und das hartnäckige Schweigen, das er von diesem Augenblick an an Stelle einer Rechtfertigung allen weiteren Fragen entgegengesetzt hatte, war nach der Meinung des öffentlichen Anklägers das sicherste Zeugnis für seine Schuld. Auch über die Vorbereitung und den Hergang der Tat war der Staatsanwalt nicht mehr im Ungewissen. Nachdem sein Prozeß ihm einen willkommenen Vorwand geliefert, sich in unverdächtiger Weise nach Frankfort zu begeben, hatte Beauchamp ohne Zweifel die ersten vierundzwanzig Stunden damit zugebracht, sich über die Gewohnheiten des unglücklichen Obersten zu unterrichten. Er hatte erfahren, daß Sharp seine Abende im Klub zuzubringen und erst nach Einbruch der Nacht heimzukehren pflegte. Darauf hatte er dann seinen Plan gebaut. Er war absichtlich lange im Schenkzimmer geblieben und hatte sich geflissentlich bemüht, den Heiteren und Unbefangenen zu spielen. Bei dem lebhaften Verkehr, der in dem Hause herrschte, war es ihm jedenfalls ein leichtes gewesen, sich eine Stunde später unbemerkt in einer Verkleidung hinauszustehlen. Er hatte seinem Opfer aufgelauert und es meuchlings niedergestochen, ohne daß der Oberst Zeit gefunden hätte, sich zu verteidigen. Mit dem Taschentuche mochte er dann seine blutbefleckten Hände oder die Mordwaffe abgewischt haben. Und daß er es achtlos von sich geworfen, war wohl die einzige Unüberlegtheit gewesen, deren er sich schuldig gemacht. Unbemerkt, wie er vorher fortgeschlichen, war er in den Gasthof zurückgekehrt, um sich am nächsten Morgen bei der Kunde von dem Geschehenen höchst überrascht und ahnungslos zu stellen.

Für den geheimnisvollen Schwarzen aber, den Sherman und die übrigen Zeugen gesehen haben wollten, hatte der scharfsinnige Staatsanwalt ebenfalls eine Erklärung in Bereitschaft. Wenn man nicht annehmen wollte, daß Hektor Beauchamp selbst in dieser Verkleidung gesteckt habe — und seine stattliche Figur sprach einigermaßen für diese Vermutung — so ließ sich recht wohl denken, daß irgend ein in der Nähe befindlicher harmloser Neger als der erste



Die Friedrich August-Kapelle bei Brennbichl. (S. 307)
Nach einer Photographie von Fritz Gratl in Innsbruck.

durch das Hilfegeschrei herbeigerufen worden sei, bei der Erkenntnis dessen, was hier geschehen, aber alsbald wieder die Flucht ergriffen habe, weil er gefürchtet, daß man ihn selbst für den Mörder halten könnte.

Als der Gerichtsschreiber die Vorlesung der umfangreichen Anklageschrift beendet hatte, zweifelte keiner der im Saale Anwesenden mehr daran, daß Hektor Beauchamp wirklich der Mörder des Obersten sei.

Der Präsident wandte sich an ihn mit der Frage, ob er sich schuldig bekenne, und eine lebhafte Bewegung ging durch die Reihen der Hörer, als er mit lauter und klarer Stimme erwiderte: „Ich erkläre, daß ich auf diese Frage so wenig antworten werde als auf eine andere. Wenn man glaubt, meine Schuld beweisen zu können, so mag man es versuchen."

Die Geschworenen warfen einander bedeutsame Blicke zu. Für sie war der Angeklagte mit dieser Antwort bereits gerichtet. Trotzdem aber mußte das Prozeßverfahren natürlich seinen ordnungsmäßigen Lauf nehmen, und die Beweisaufnahme begann.

Benjamin Sharp war der erste der aufgerufenen Zeugen. Er bestätigte, soweit er dazu im stande sein konnte, alle in der Anklageschrift enthaltenen Behauptungen, und aus jedem seiner Worte klang dabei ein so leidenschaftlicher Haß gegen Hektor Beauchamp, daß man jetzt erst den großen Anteil begreifen lernte, den er an der Entdeckung des Mörders gehabt.

Während er seine Aussagen machte, verwandte der Angeklagte keinen Blick von seinem Gesicht, und gerade als Benjamin Sharp von den Fußspuren im Garten sprach, bei deren Verwertung zu Beweismomenten er einen so großen Scharfsinn an den Tag gelegt hatte, begegneten sich ihre Augen. Ein unsäglich verächtliches Lächeln zuckte um Beauchamps Lippen, und das sonst so bleiche Antlitz des Zeugen überzog sich für die Dauer einer Sekunde mit brennender Röte.

Von diesem Moment an zeigte er sich merkwürdig unruhig und verwirrt. In großen Tropfen perlte der Schweiß auf seiner Stirn, und jedesmal, wenn seine Augen, wie von einer unwiderstehlichen Macht dorthin gezogen, zu Beauchamp hinüberflogen, zuckte und arbeitete es ganz seltsam in seinem Gesicht.

Und doch widerlegte der Angeklagte seine schwerbelastenden Aussagen mit keinem Wort. Nichts schien im stande, seine eiserne Ruhe zu erschüttern und ihn zum Aufgeben eines einmal gefaßten Entschlusses zu bewegen.

Er verharrte in seinem unbegreiflichen Schweigen auch dann, als Patrick O'Brien, ein verdächtig aussehender Mensch mit rotem, gedunsenem Trinkergesicht, vortrat, um ausführlich über den Fund des für Beauchamp so verhängnisvoll gewordenen Taschentuches zu berichten. Daß es das seinige war, unterlag keinem Zweifel mehr, seitdem man bei der Nachsuchung in seinem Hause eine Anzahl gleicher Tücher gefunden hatte, und da er keinen Versuch machte, zu erklären, wie es blutbesudelt in jenen Winkel geraten sei, schien mit der Aussage dieses Zeugen sein Schicksal besiegelt.

Da, als Patrick O'Brien eben die Hand erhob, um zu beschwören, daß er nur die reine Wahrheit gesprochen, geschah etwas Außerordentliches. Totenbleichen Antlitzes, am ganzen Leibe zitternd und mit bläulich verfärbten Lippen war Benjamin Sharp von seinem Platze auf der Zeugenbank aufgesprungen und bis an den Richtertisch vorgestürzt. „Halt!" rief er mit heiserer, von dem Übermaß der Erregung fast erstickter Stimme, „er darf nicht schwören — es wäre ein Meineid! Seine Aussage ist erlogen."

Wenn mitten im Gerichtssaal eine Bombe geplatzt wäre, so hätte die Wirkung kaum eine gewaltigere sein können, als diese Worte sie hervorriefen. Die Zuschauer erhoben sich von ihren Plätzen, um den Ereignissen noch besser folgen zu können; und einzig der Mann auf der Anklagebank, der nach wie vor kerzengerade und mit über der Brust verschränkten Armen dasaß, schien auch jetzt noch seine unerschütterliche Ruhe zu bewahren. Ein wiederholtes Klingelzeichen des Präsidenten erst stellte die zur Fortführung der Verhandlungen nötige Stille wieder her. Er forderte den Zeugen auf, sich näher zu erklären.

Nach einem tiefen Atemzuge, den Blick während seiner ganzen Rede starr auf den Angeklagten richtend, sagte Benjamin Sharp: „Ja, diese Aussage ist erlogen. Niemand kann das besser wissen, als ich, der ich sie dem Manne eingeprägt habe. Er hat das blutige Tuch nicht gefunden, sondern er hat es aus meinen Händen empfangen, wie ich es von dem schwarzen Aufwärter aus dem Metropolitan-House empfing. Nach der Abreise jenes Mannes dort lag es in einer Ecke des von ihm bewohnten Zimmers, und nicht



Fürst J. M. Obolensky,
der neue Generalgouverneur von Finnland. (S. 307)

das Blut meines unglücklichen Bruders ist es, das daran haftet. Wenn Sie den Neger als Zeugen aufrufen, wird er Ihnen bestätigen, daß er es Hektor Beauchamp aus seinem Mantelsack reichte, als er am Morgen nach dem Morde von heftigem Nasenbluten befallen wurde."

Der Vorsitzende wollte ihn unterbrechen, aber Benjamin Sharp bat durch eine Handbewegung, fortfahren zu dürfen.

„Ich bin noch nicht zu Ende. Auch die Geschichte mit den Fußstapfen in meines Bruders Garten ist nichts als Erfindung. Die beiden Papiermodelle mußten wohl zu den Stiefeln des Angeklagten passen, denn nach ihnen, und nicht nach den Spuren, die ich erst später künstlich erzeugte, sind sie angefertigt worden. Hektor Beauchamp sagte die Wahrheit, als er bei seiner Verhaftung erklärte, den Garten nicht betreten zu haben, und wenn Sie, meine Herren Geschworenen, nun auf diese Erklärung hin glauben ihn freisprechen zu müssen, so mögen Sie es in Gottes Namen tun."

Der Präsident, dessen Bestürzung keine geringere war als die aller übrigen im Saale anwesenden Personen, hatte Mühe, seinen würdevollen Gleichmut zu bewahren. „Sie haben also nicht nur selbst falsches Zeugnis abgelegt," sagte er streng, „sondern auch einen anderen zu unwahren Aussagen verleiten wollen. Das ist ein schweres Vergehen, Mr. Benjamin Sharp, um so schwerer, wenn es verübt wurde, um einen Unschuldigen zu verderben."

„Aber dieser Mann ist nicht unschuldig! So gewiß es eine göttliche Vergeltung gibt, so gewiß ist er der Mörder meines Bruders. Niemand wird mir diese Überzeugung rauben können, und weil ich dessen von allem Anbeginn sicher war, wollte ich verhindern, daß er Zeit gewänne, sich außerhalb der Vereinigten Staaten in Sicherheit zu bringen. Ich erfand diese scheinbaren Beweise für seine Schuld zu keinem anderen Zweck, als um seine Verhaftung herbeizuführen, denn ich sah wohl, daß ich sie auf andere Art nicht würde durchsetzen können. Der schwarze Aufwärter war mit mir im Einverständnis, aber die Verantwortung fällt allein auf mich. Und ich bitte Sie, auch mit diesem armen, halb blödsinnigen O'Brien, der sich der Tragweite seiner falschen Aussage kaum bewußt war, nicht zu streng ins Gericht zu gehen. Wenn Hektor Beauchamp erst einmal im Gefängnis saß, und wenn eine ordentliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet war, so mußten, wie ich meinte, auch die wirklichen Beweise für seine Schuld ans Licht kommen. Ich habe mich darin getäuscht, denn ich hatte nicht mit seiner Verschlagenheit gerechnet und nicht daran gedacht, daß er sich hinter dieses hartnäckige Schweigen verschanzen könne. Begreifen Sie nun, meine Herren, wie klug er daran getan, Ihnen jede Antwort zu verweigern? Wenn er lediglich auf Grund der heutigen Beweisaufnahme verurteilt wurde, so war es eben auf falsche Aussagen hin geschehen. Er durfte hoffen, in einem neuen Verfahren zu beweisen, daß meineidige Zeugen gegen ihn aufgeboten worden waren, und seine Freisprechung war dann so gut wie gewiß. Diesen Triumph wenigstens will ich ihm nicht gönnen. Wenn meines Bruders Tod nun einmal ungesühnt bleiben soll, so geben Sie seinem Mörder noch heute seine Freiheit und seine bürgerliche Ehre zurück. Ich bekenne meine Schuld, und ich lege die Rache, für die meine Arme zu schwach waren, in die Hände dessen, der Macht hat, das schlummernde Gewissen auch des verstocktesten Verbrechers zu wecken."

Seine letzten Worte hatten einen merkwürdig feierlichen und erschütternden Klang, der die Herzen der Hörer seltsam bewegte. Inmitten tiefen Schweigens erbat sich der Verteidiger des Angeklagten das Wort. Sein Gesicht, das im bisherigen Verlauf der Verhandlung ernst und verdrießlich dreingeschaut, strahlte in der Gewißheit eines für seinen Klienten glücklichen Ausganges, und seine Haltung war deshalb die eines Siegers.

Aber er hatte noch kaum die Lippen geöffnet, um seine Anträge zu stellen, als hinter ihm eine tiefe, ruhige Stimme ertönte: „Nicht weil mein Gewissen mich beunruhigt, Benjamin Sharp, sondern weil mein Stolz mir verbietet, mich von Ihnen beschämen zu lassen, will ich es frei und offen bekennen: Ja, ich habe das Strafgericht an Henry Sharp, dem elenden Verführer und ruchlosen Mörder meiner Schwägerin, vollzogen."

Der Verteidiger fiel fassungslos auf seinen Stuhl zurück. Im Zuschauerraum aber ertönte ein verzweifelter Aufschrei aus weiblichem Munde, und man trug eine Ohnmächtige hinaus, die Gattin des Angeklagten. Unbeschreiblicher Tumult erfüllte minutenlang den Saal. Als dann aber die Verhandlungen endlich wieder aufgenommen werden konnten, vollzog sich alles weitere innerhalb einer kurzen Viertelstunde. Hektor Beauchamp wiederholte sein Geständnis, ohne sich indessen zu irgendwelchen näheren Angaben über die Art der Ausführung bewegen zu lassen. Sein Verteidiger verzichtete auf das Wort; die

Geschworenen sprachen ihn nach einer Beratung von wenig Minuten des überlegten Mordes schuldig, und der Gerichtshof verurteilte ihn nach dem Antrage des Staatsanwalts zum Tode durch den Strang.

Stolz und aufrecht, wie er eingetreten war, verließ Hektor Beauchamp den Saal.

— — — — — — — — — —

Wohl selten hat in den Vereinigten Staaten von Amerika ein kleines Buch so ungeheures Aufsehen erregt, als das im Beginn des Jahres 1826 unter dem Titel „Mein Geständnis" erschienene Heftchen, das den zum Tode verurteilten Advokaten Hektor Beauchamp zum Verfasser hatte. Hunderttausende lasen damals mit Tränen der Rührung die romanhafte Geschichte von der Nachetat dieses Mannes, dessen Hinrichtung man auf seinen Antrag um zwei Monate verschoben hatte, damit er die für die Abfassung seiner Beichte erforderliche Zeit gewinne. Es zeigte sich, daß die in der Anklageschrift gegebene Darstellung im wesentlichen richtig gewesen war. Aus leidenschaftlicher Liebe zu seinem jungen Weibe war Hektor Beauchamp zum Mörder geworden, nachdem alle Versuche, den gewissenlosen Verführer seiner Schwägerin zu einem regelrechten Zweikampf zu zwingen, an den Ausflüchten des Obersten gescheitert waren. Beauchamp hatte seiner Gattin vor der Hochzeit geschworen, ihre Schwester zu rächen. Aber die grauenhafte Tat wäre vielleicht doch unausgeführt geblieben, wenn nicht Henry Sharp sich in jener Wahlversammlung in wegwerfenden und beleidigenden Worten über die Verstorbene geäußert hätte. Diese neue Erbärmlichkeit erst hatte sein Schicksal besiegelt. Emily selbst hatte die Maske gearbeitet, die ihrem Gatten bei schlechter Beleuchtung wohl das Aussehen eines Negers geben konnte, und im dichten Gebüsch am Ufer des Kentuckyflusses hatte Hektor Beauchamp die zerlumpten Kleidungsstücke verborgen, mit denen er sich vollends unkenntlich machen wollte. Wie der Staatsanwalt ganz richtig vermutet, hatte er unbemerkt den Gasthof verlassen, als man ihn bereits in tiefem Schlafe glaubte, und ebenso unbemerkt war er nach Mitternacht dahin zurückgekehrt, nachdem er sich zuvor am Flusse vom Blute gereinigt und die Bestandteile seiner Verkleidung ebenso wie das Mordinstrument auf den Grund des Stromes versenkt hatte.

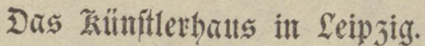
Als das Buch der Öffentlichkeit übergeben wurde, weilte sein Verfasser nicht mehr unter den Lebenden. Zwei Tage vor dem für die Hinrichtung angesetzten Termine hatte er sich gemeinschaftlich mit seiner Gattin, der auf ihre inständigen Bitten der Zutritt in seine Zelle nicht länger verweigert worden war, den Tod gegeben. Ein stark wirkendes Gift, das sie gleichzeitig genommen hatten, ohne daß der überwachende Gefängnisbeamte gesehen, wie es geschah, hatte der strafenden Gerechtigkeit ihre furchtbare Arbeit erspart.

Ende.

Illustrierte Rundschau.

Fünfzig Jahre sind verflossen, seit König **Friedrich August II.** von Sachsen am 9. August 1854 in dem damals völlig weltentlegenen Nordtiroler Dörfchen Brennbichl infolge eines Unglücksfalles starb. Auf der steilen Straße zur Innbrücke hinab stürzte bei einer Biegung sein Wagen um, und der König erlitt einen Schädelbruch. Man trug den Schwerverletzten in das Gasthaus von Mayr in Brennbichl, wo er nach kurzer Zeit verschied. An der Unglücksstelle selbst wurde zuerst ein Gedenkstein gesetzt, später eine **Kapelle** erbaut, die an der Außenseite in Marmor das sächsische Königswappen trägt und in der alljährlich am Todestage Friedrich Augusts II. ein Gedenkgottesdienst abgehalten wird. — Der neue Generalgouverneur von Finnland, **Fürst Iwan Michaelowitsch Obolensky**, ist im Jahre 1845 geboren, zeichnete sich als Seeoffizier im russisch-türkischen Kriege aus, indem es ihm gelang, eine Brücke über die Donau zu schlagen, auf der schwere Geschütze zur Belagerung der Festung Silistria hinübergeführt werden konnten. Später wurde er Bezirksadelsmarschall in Simbirsk, Gouvernementsadelsmarschall, Kammerherr, Stallmeister am Zarenhofe und schließlich Gouverneur von Charkow. Die letzten Jahre lebte er in Petersburg, wo er in hoher Gunst stand. — Der in dem siegreichen Gefecht am Waterberg in Südwestafrika gefallene **Hauptmann Rudolf Gansser** war am 26. April 1866 in Wiblingen (Württemberg) geboren und diente bereits von 1896 bis 1902 in der ostafrikanischen Schutztruppe. Er war dann nach seiner Rückkehr in die Heimat Kompanieführer beim Infanterieregiment Alt-Württemberg und später beim Grenadierregiment Königin Olga. Anläßlich des Hererokriegs trat er am 5. April 1904 in die südwestafrikanische Schutztruppe ein. — Die beabsichtigte „stilgerechte Wiederherstellung" des **Otto-Heinrichsbaues des Heidelberger Schlosses** erregt in hohem Grade gegenwärtig die Gemüter der Architekten und aller Kunstverständigen Deutschlands. Der Otto-Heinrichsbau, die herrlichste Leistung deutscher Renaissance, stammt aus den Jahren 1556 bis 1563. Über dem hohen Kellergeschoß erheben sich drei Stockwerke mit Säulen jonischer und korinthischer Ordnung. Überaus reich ist auch der bildhauerische Schmuck, besonders an dem prächtigen Portal.

Hauptmann Rudolf Gansser †.
Nach einer Photographie von H. Brandseph, Hofphotograph in Stuttgart.



Das Künstlerhaus in Leipzig.

(Mit Bild auf Seite 308.)

Auch der Leipziger Künstlerverein hat sich neuerdings eines eigenen Heims zu erfreuen. In dem von der Bosestraße und Thomasiusstraße gebildeten Winkel erhebt sich das von Fritz Drechsler erbaute Künstlerhaus. Bot das Grundstück auch keine besondere Gelegenheit, nach außen eine imposante Fassade auszuführen — diese ist vielmehr nur drei Fenster breit — so wirkt die Anlage des Hofes um so eigenartiger. Die nach der Bosestraße zu gelegene schmale Front hebt sich durch originelle architektonische Gliederung scharf von den angrenzenden Häusern ab; plastischer und farbiger Schmuck beleben das Ganze. Die Rückseite nach dem Hofe zu zeigt im Mittelpunkt das Treppenhaus. Die beiden Flügel enthalten im Erdgeschoß Restaurations- und Ausstellungsräume. Im ersten Stockwerk des rechten Flügels liegt der Festsaal, in dem des linken befinden sich die Vereinszimmer. Die beiden obersten Stockwerke enthalten Ateliers. Die Wandflächen der Hoffronten hat man an geeigneten Stellen mit plastischem Schmuck versehen, der die Tätigkeit des Künstlers versinnbildlicht.

Unerreichbar.

(Mit Bild auf Seite 309.)

Eine der Wirklichkeit mit feinem Humor abgelauschte Kinderszene! Der pausbäckige Kleine, der auf dem Schoße des älteren Schwesterchens sitzt, be-



Der Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses.
Nach einer Photographie aus dem Kunstverlag Edmund v. König in Heidelberg.

müht sich, nach den Strümpfen zu fassen, die zur Hälfte von seinen runden Beinchen herabgerutscht sind. Er strampelt, daß die Fußenden hin und her fliegen, und streckt seine Händchen so weit als möglich aus, um sie zu erreichen. Allein es will ihm trotz allen Eifers nicht gelingen, und lächelnd schaut die Schwester diesen vergeblichen Bemühungen des Kleinen zu. Eine Katzenfamilie vervollständigt das idyllische Bild.

Ein sonderbarer Zweikampf.

Aus den Erinnerungen eines Ingenieurs.

Von **Ulr. Myers.**

„Wie viel Faß Pökelfleisch haben wir noch?“

„Ungefähr dreißig.“

„Damit langen wir vierzehn Tage, wenn die chinesischen Kulis mitessen.“

„Glücklicherweise sind die meisten schon gestern fortgelaufen, als die Unglücksnachricht kam.“

„Die sind Goldgräber geworden, meine Herren, und auch uns wird nichts anderes übrig bleiben. Unglaublich, dieser Bankerott! Schade um das schöne Geld!“

„Kinder, laßt uns nicht um das Geld klagen, es war nicht das unsere, und die Leute, die es verloren haben, besitzen mehr. Denken wir an uns selbst und daran, daß wir bei diesem Bankerott die Hauptleidtragenden sind.“

„Ja, es ist eine niederträchtige Geschichte, mit einer Eisenbahnstrecke von zehn Kilometer, die nirgends Anschluß hat, mitten in der australischen Wildnis zu sitzen.“

„Die Wildnis ist nicht so schlimm. Das Goldgräberlager von Tuwumba ist kaum ein Kilometer entfernt.“

„Und da geht's hoch her. Drüben in der Kneipe „Zum Känguruh“ ist seit heute früh wieder einmal eine Fünfzigpfundnote (tausend Mark) an die Wand genagelt worden mit der Unterschrift: „Zum Vertrinken!“ Die Kerle gaben sich, als ich vorhin drüben war, schon in frühester Morgenstunde alle mögliche Mühe, die Note klein zu kriegen,



Der Hof des Künstlerhauses in Leipzig. (S. 307)

und der Wirt ermunterte sie fleißig zum Trinken.“

„Wer war denn der Spender?“

„Ein glücklicher Goldgräber, der ein großes Stück Gold nebst mehreren kleinen Stücken gefunden und seine Grube glänzend verkauft hat.“

„Wir sollten eben auch Goldgräber werden.“

„Wenn wir das nötige Geld hätten! Aber soviel ich weiß, lieber Freund, besitzen wir alle zusammen nicht so viel, wie nötig ist, um einen Berechtigungsschein und die erste Einrichtung der Grube zu bezahlen.“

Dieses Gespräch fand zwischen drei Männern in einer hölzernen Baracke statt, die mit mehreren anderen zusammen die australische Eisenbahnstation Tuwumba bildete. In den anderen Baracken lagerte Arbeitsgerät und einiger Proviant. In drei großen Hütten waren chinesische Kulis untergebracht. Die Eisenbahn selbst lag in Queensland in Nordaustralien und war von einer englischen Gesellschaft auf Spekulation in der Goldgräbergegend zwischen den Städten Potsdam und Jerichow in Angriff genommen worden. Die Bahn führte direkt von Süd nach Nord, hatte nirgends an eine andere Bahn Anschluß und nur eine Verbindung mit dem Waregofluß im Süden. Die Unterhandlung der Gesellschaft mit den Anschlußbahnen und der australischen Regierung hatte sich zerschlagen, die Londoner Unternehmer daher die Sache plötzlich aufgegeben, und so war der Bau eingestellt worden.

Die drei Männer hatten allen Grund, verstimmt zu sein, denn es waren die Ingenieure der Bahn, die nun ohne Mittel in der australischen Wildnis saßen. Geld könne nicht mehr geschickt werden, stand in dem Briefe, der gestern anlangte, die Ingenieure sollten sehen, wie sie mit den chinesischen Kulis, die als Arbeiter beim Bau beschäftigt waren, fertig würden, und sich am vorhandenen Inventar schadlos halten.

Nun hielten sie im Bureau Kriegsrat: ein Deutscher, Erich Bischof, ein Engländer, namens Clay, und ein Franzose, Anatole Charles. Die Unterhaltung wurde in englischer Sprache geführt.

„Laßt uns überlegen, was uns übrig bleibt,“ sagte Clay. „Nehmen wir das In=



Unerreichbar. Nach einem Gemälde von B. Genzmer. (S. 307)

ventar auf, an das wir uns halten sollen. Da sind erstens die Baracken —"

„Halt!" unterbrach ihn Charles, „die große Baracke der Kulis muß schon in Abzug gebracht werden. Die Kerle haben sie heute nacht abgebrochen und in der Nähe des Goldgräberlagers wieder aufgebaut. Außerdem waren sie so freundlich, das gesamte Arbeitsgerät mitzunehmen. Ihr schlieft noch heute früh, als ich bereits einen Spaziergang machte. Ich mußte untätig zusehen, wie die Bande mit den Sachen abzog."

„Gut, streichen wir diese Baracke und das Arbeitsgerät," sagte Bischof. „Zum Glück sind wir die Chinesen los. Ich hatte eine gewaltige Angst, daß sie ihre Bezahlung verlangen würden."

„Ungefähr dreißig Kulis sind noch in der zweiten Baracke geblieben, und ich habe mit ihnen bereits verhandelt," fuhr Charles fort. „Sie sind bereit, uns beim Abbruch der Gebäulichkeiten hier Hilfe zu leisten, wenn wir ihnen dafür eine Baracke und verschiedenes Material schenken. Dann spekulieren die Kerle wohl auch darauf, daß wir unsere Proviantvorräte nicht mitschleppen können."

„Welche ungeheuerliche Idee," meinte Clay, „die Station hier abbrechen zu wollen! Was sollen wir denn mit dem Material anfangen?"

„Wir können die Gebäulichkeiten nach dem Goldlager schaffen und dort neu aufstellen. Käufer finden wir sofort, und zwar zu ganz annehmbaren Preisen, wenigstens bekommen wir so viel Geld zusammen, um bis Brisbane zu gelangen."

„Und von dort — wohin? Die Überfahrt nach Europa kostet gewaltiges Geld."

„Vorläufig sitzen wir fest, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als Arbeiter in den Goldgruben zu werden. Zu selbständigen Unternehmungen fehlt uns das Anlagekapital."

„Meine Herren, ich denke, wir stellen das Inventar auf," mahnte Clay abermals. „Was ist also vorhanden? Vier Baracken mit Einrichtung; zehn Kilometer Bahnbau, für die uns kein Mensch etwas gibt, denn Schienen und Schwellen sind wertlos, da Holz in den Eukalyptuswäldern in unbegrenzten Massen zu finden ist. Es bleiben uns ferner übrig die Proviantvorräte, zwanzig gedeckte und zwanzig ungedeckte Wagen und zwei Lokomotiven."

„Was machen wir mit den Lokomotiven?"

„Wir nehmen sie zum Andenken mit," lachte Clay. „Jeder steckt sich eine in die Westentasche."

„Keine Witze, Clay, die Sache ist zu ernst. Was machen wir mit den Lokomotiven? Sie sind doch das Wertvollste, was wir haben."

„Sie sind das Wertloseste, wollen Sie sagen, werter Freund. Alles andere ist mehr wert als die Lokomotiven. Die müssen wir stehen lassen, und es wird sich wahrscheinlich niemand an ihnen vergreifen, denn kein Mensch hat für Lokomotiven hier Verwendung. Sie werden verrosten, verfallen und vom Sande verweht werden, besonders wenn das Goldgräberlager und die Ausbeutung der Grube aufgehoben wird. Es gibt Unglücksraben, welche prophezeien, das Goldgräberlager werde keine drei Monate mehr bestehen, weil die Ausbeute immer geringer wird."

— — — — — — — — — — — —

In dem Restaurant „Zum Känguruh" ging es lustig her. Es bestand allerdings nur aus einer Bretterhütte mit etwas sehr luftigem Dach, durch welches man stellenweise den Himmel sah, trotzdem machte der Wirt in dieser Schnapsbude — denn das war die einzig richtige Bezeichnung — glänzende Geschäfte, viel bessere als die Goldgräber. Die vertranken doch den größten Teil ihrer Ausbeute, und das Gold floß den Wirten zu, welche dafür ihren Fusel hergaben. Auch an der Fünfzigpfundnote, die zum Vertrinken an der Holzwand mit einem Nagel befestigt war, verdiente der Wirt doppelt und dreifach.

Dieser würdige Mann, ein Irländer namens Macallan, stand hinter dem Schanktisch, überwachte die chinesischen Kulis, die ihm beim Einschenken halfen, und als jetzt die drei Ingenieure von der verkrachten Bahn eintraten, nickte er ihnen jovial zu.

„Holla, hierher," rief er, „frische Gläser für die Herren!" Dann winkte er den Ingenieuren, sie sollten hinter den Verschlag kommen, was eine Ehre war, der nur wenige gewürdigt wurden.

„Meine Herren," sagte er, „ich freue mich, Sie zu sehen. Hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen. Treten Sie in dieses Zimmer." Er wies auf den kleinen, dürftig möblierten Verschlag, der durch eine Bretterwand vom Trinkraum getrennt war, und die drei Ingenieure traten ein, neugierig darauf, was der Irländer wohl von ihnen wolle.

Macallan entkorkte eine Flasche Whisky, füllte die Gläser, stieß mit den Gästen an und sagte: „Einen Vorschlag, meine Herren. Ich möchte ein Theater errichten hier im Goldgräberlager."

Die drei Ingenieure sahen sich an und brachen dann in ein herzliches Gelächter aus.

„Hier im Lager ein Theater?" sagte Clay. „Macallan, Sie haben wunderliche Ideen!"

„Ideen, über die man gar nicht zu lachen braucht," versetzte der Irländer etwas gekränkt. „Sehen Sie, Gentlemen, die Sache ist folgende. Der Mensch sehnt sich nach Vergnügen, besonders wenn es ihm gut geht, und mit Ausnahme von ein paar armen Teufeln, die von Almosen leben, geht es hier im Goldlager allen Leuten gut. Aber worin besteht die einzige Unterhaltung? Im Trinken und Spielen, und die einzige Abwechslung ist einmal eine herzhafte Schlägerei, bei welcher Revolver und Messer ihre Rolle spielen. Die Jungens würden ein horrendes Geld bezahlen, wenn sie ein anderes Vergnügen hätten, zum Beispiel eine Theatervorstellung, und der Gastwirt, der so etwas zu stande bringt, zieht seinen Konkurrenten unbedingt die Kunden fort. Nun, ich habe einmal Sie, Mister Charles, sehr schöne Lieder vortragen hören, und Sie, Mister Bischof, können sehr gut deklamieren. Ich glaube, auch Mister Clay versteht sehr wohl auf einer Bühne zu spielen, und da dachte ich, wenn Sie drei, die Sie doch jetzt so wie so nichts anderes anzufangen wissen, Theater spielen wollten und das Geschäft mit mir zusammen machten, so könnten wir wohl damit zufrieden sein."

„Nun," erklärte Clay nach einigem Nachdenken, „über die Sache läßt sich immerhin reden. Es fehlt den Leuten hier im Goldgräberlager in der Tat an Unterhaltung, und ich bin überzeugt, wenn man ihnen etwas böte, das interessant wäre, so kämen nicht nur die hiesigen Goldgräber, sondern auch die aus den Nachbarlagern als Zuschauer. Ich schätze die Leute, die hier auf Gold graben, im Umkreise von fünf englischen Meilen auf zwölftausend bis fünfzehntausend Köpfe. Wir wollen uns also die Sache überlegen, Macallan, obgleich ich noch nicht weiß, wie meine Kollegen darüber denken."

„Aber Stillschweigen bitte ich mir aus," sagte Macallan.

„Selbstverständlich." Die Ingenieure gaben ihm die Hand darauf, daß sie schweigen würden, tranken den Rest ihres Whiskys und verließen voll neuer Hoffnung das Restaurant „Zum Känguruh".

Als sie draußen waren, sagte Bischof: „Kinder, wir sind gerettet! Des Irländers Plan taugt nichts, aber er hat mir eine kostbare Anregung gegeben. Ein Schauspiel machen wir, das noch nicht dagewesen ist. Kommt in unsere Baracke; ich habe euch einen großartigen Plan mitzuteilen." — —

Eine Stunde später ertönte aus der Baracke, in welcher sich das Bureau der Ingenieure befand, lautes Hochrufen. Der Franzose und der Engländer waren die Rufer, und Bischof stand in der Mitte des Zimmers mit der Miene eines ruhmvollen Siegers. Sein Plan war in der Tat großartig und hatte sofort seinen beiden Genossen eingeleuchtet.

— — — — — — — — — — —

Nachdem die Ingenieure fünf Tage lang fleißig gearbeitet hatten mit einer Ausdauer, die jedes Erfolges wert sein mußte, machten sie sich auf den Weg, um in den Goldgräberlagern Cloncurry, Ravenswood und Potsdam in den Kneipen eigenhändig auf starkes Zeichenpapier gemalte und geschriebene Plakate auszuhängen. Natürlich ging auch das Goldgräberlager in der nächsten Nachbarschaft in Tuwumba nicht leer aus. Diese Plakate zeigten an der Spitze eine fürchterliche Eisenbahnkatastrophe, den Zusammenstoß zweier Züge. Dann folgten in der kurzen sensationell gehaltenen Reklamemanier der englisch-amerikanischen Zeitungen ein paar Dutzend Zeilen:

„Am 14. Mai 1874:

Großes, noch nie dagewesenes Schauspiel!

Zusammenstoß zweier Lokomotiven bei der Tuwumba-Station. Die Lokomotiven fahren aus einer Meile Entfernung mit voller Schnelligkeit gegeneinander.

Man versäume nicht die Gelegenheit, sich die furchtbare Katastrophe anzusehen.

Es sind Tribünen erbaut, von welchen aus das großartige Schauspiel bequem betrachtet werden kann.

Eintritt zwei Pfund Sterling.

Plätze auf dem Zaun werden nur an Chinesen abgegeben und kosten acht Schilling.

Der Beginn des Schauspiels ist um 10 Uhr Morgens; pünktlich um 10 Uhr 30 Minuten erfolgt der Zusammenstoß.

Wetten werden angenommen.

Auf Nichtzahlende, welche versuchen, sich in den umzäunten Raum einzudrängen, wird geschossen.

Die Unternehmer."

Das war der Plan Bischofs, und in der Tat konnte man sich eine geschäftsmäßig wirksamere Verwendung der beiden überflüssig gewordenen Lokomotiven kaum denken. Das Schauspiel mußte Tausende heranlocken, und eine glänzende Einnahme war sicher. Den Goldgräbern kam es auf zwei Pfund nicht an. Dann hatte der schlaue Clay noch einen Geniestreich verübt, indem er in das Programm die Mitteilung hineinbrachte, daß als Zaungäste nur Chinesen gegen ein verhältnismäßig geringes Eintrittsgeld zugelassen würden. Der Chinese steht in derartiger Verachtung, daß kein weißer Goldgräber sich neben ihn auf den Zaun gesetzt hätte. Damit hielt man sich alle anderen Zaungäste fern. Außerdem war es sicher, daß die Chinesen, wenn sie acht Schilling für ihren Platz bezahlten, selbst mit Einsetzung des Lebens nichtzahlende Zaungäste fernhalten würden. Der Chinese ist allerdings sehr geizig, aber er ist ein leidenschaftlicher, ja toller Spieler und Wetter, und daß bei diesem Zusammenstoß ungeheuerlich gewettet werden würde, war selbstverständlich.

Noch hatten die drei verkrachten Ingenieure dreißig Kulis zur Verfügung, welche sich gegen Überlassung von zwei Baracken, des Restes des Proviants und anderen Vergütigungen

bereit erklärten, einen großen Zaun aus Brettern zu errichten, die man einfach von den Baulichkeiten der Bahn nahm. Es wurde also ein rechteckiger Platz mit einem Zaun umgeben, dergestalt, daß der Länge nach die eingeleisige Bahn hindurchführte. Links oben und rechts unten in der Ecke der Schmalseiten wurde je eine Tribüne errichtet. In der Mitte des Rechtecks sollte der Zusammenstoß stattfinden. An dieser Stelle hatte man keine Tribünen errichtet, weil anzunehmen war, daß bei dem Zusammenprall der Lokomotiven eine Explosion der Kessel erfolgen und Eisenstücke weit umherfliegen würden. Dadurch wären die Tribünengäste gefährdet gewesen. Man verlegte sie deshalb in die Ecken der Schmalseiten, wo nach menschlicher Berechnung die Gäste sicher waren und doch gut sehen konnten.

Die beiden Lokomotiven wurden auf das sauberste geputzt und mit großen Namensschildern versehen. Eine Lokomotive bekam den Namen „Miner", die andere den Namen „Digger", und mit roter Farbe waren diese Namen auf weißen Holzplatten gemalt und an beiden Seiten der Tender befestigt. „Digger" heißt Goldgräber, man bezeichnet aber damit nur den, der oberflächlich und ohne andere Werkzeuge als Hacke und Spaten die Erde aufwühlt, um zu Gold zu gelangen; „Miner" dagegen ist der Goldgräber, der mit bergmännischer Kunst in die Tiefen der Erde eindringt.

In den acht Tagen bis zur Aufführung des sonderbaren Schauspiels gingen so zahlreiche Meldungen auf Tribünenplätze ein, daß es kaum möglich war, allen Wünschen gerecht zu werden. Immer wieder mußte man sich entschließen, die Tribünen noch um ein Stück zu erhöhen oder zu verlängern. Tausend Sitzplätze wurden verkauft.

Die Chinesen, denen die Achtschillingplätze auf dem Zaun zugedacht waren, verhielten sich vorläufig noch abwartend. Sie waren anscheinend noch nicht ganz fertig mit ihrer Ansicht über das Schauspiel; so glaubten wenigstens die Ingenieure.

Besonders zahlreiche Meldungen waren aus Potsdam eingegangen, einem Orte mit wohlhabenden deutschen Ansiedlern, die dort schon 1863 durch die australische Regierung Ländereien erhalten hatten. In der Nähe von Potsdam befand sich auch ein großes Goldsucherlager, und von dort, sowie aus allen anderen Lagern, selbst aus solchen, die nicht durch Plakate in Aufregung versetzt worden waren, durfte man Zuzug erwarten.

— — — — — — — — — —

Brisbane, den 30. Mai.

Herrn E. Bischof in Magdeburg.

Deutschland.

Lieber Bruder!

Wie ich Dir in unserem letzten Briefe schrieb, planten wir drei Ingenieure zur Aufbesserung unserer Finanzen einen Zusammenstoß zweier Lokomotiven für den 14. dieses Monats. Dieses merkwürdige Schauspiel ist glücklich vorübergegangen, und ich will Dir in aller Geschwindigkeit heute die Vorgänge bei demselben schildern, welche sich dramatischer und beweglicher gestaltet haben, als wir geglaubt hatten.

Daß die Chinesen uns Europäern in Bezug auf List, Schlauheit und Geschäftstüchtigkeit „über" sind, haben sie auch diesmal bewiesen. Auf geheime Verabredung haben sie gar keine Plätze gekauft, und erst am Tage vor der Katastrophe kam eine Abordnung von ihnen zu uns und erklärte, sie beabsichtigten sämtliche Plätze auf dem Zaun — es waren nicht weniger als zehntausend Stück — zu vier Schilling das Stück zu nehmen. Wir handelten noch eine Zeitlang mit ihnen; als wir aber sahen, daß sie fest entschlossen waren, nicht nachzugeben, und da ja die Kerle unter sich geheime Gesellschaften haben, gegen die man nicht aufkommen kann, so gaben wir schließlich nach, und sie erhielten sämtliche Zaunbillets für den halben Preis. So machten die Zopfträger das beste Geschäft. Diese hatten sich durch Herumfragen überzeugt, daß nicht nur die tausend Leute zu dem Schauspiel kommen würden, welche Tribünenbillets gelöst hatten, sondern die doppelte Anzahl noch außerdem. Für diese Leute waren Plätze nicht vorhanden. Die schlauen Chinesen gaben die Zaunplätze auf der rechten Seite nun mit ungeheurem Aufschlag an die Weißen ab. Wie wir später erfuhren, waren an dem Geschäft die gesamten Chinesen in allen Lagern beteiligt. Sie hatten ihre Ersparnisse zusammengeschossen, um uns in Bausch und Bogen und für den halben Preis die Zaunbillets abzukaufen. Nun sage noch einer, daß diese gelben Kerle nicht wunderbare Geschäftsleute sind!

Am Morgen des 14. Mai war alles für das Schauspiel fertig. Aber es wurde meinen Kollegen Clay und Charles, sowie mir selbst doch etwas unheimlich, als wir die Völkerwanderung sahen, die sich zu Fuß, zu Wagen, zu Pferd, zu Maulesel nach Tuwumba in Bewegung setzte. Bis aus Brisbane sind einzelne Leute gekommen, ja auch oben aus Rockhampton, ferner aus allen Ortschaften in der Nähe, aus der Entfernung von zwanzig und dreißig Meilen haben sie sich auf den Weg gemacht und selbst eine mehrtägige Reise nicht gescheut, um dem Schauspiel beizuwohnen. Dem Irländer Macallan, der das Verdienst hat, uns auf die Idee gebracht zu haben, hatten wir gegen verhältnismäßig billige Pacht die Erlaubnis gegeben, auf den Tribünenplätzen Getränke zu verkaufen. Er hat dabei einen schönen Schnitt gemacht und sich uns dadurch dankbar erwiesen, daß er meine Kollegen und mich mit Reitpferden, Packpferden und Dienerschaft ausrüstete, um uns glücklich bis nach Brisbane bringen zu lassen. Die anderen Gastwirte aus dem Lager Tuwumba, die außerhalb der Umzäunung Schankstellen aufgeschlagen hatten, haben ebenfalls genug Geld verdient. Schon in der Nacht kamen Zuschauer an, welche außerhalb der Umzäunung biwakierten.

Wir hatten die Lokomotiven mit Blumen, Fahnen, Laubgrün ausgestattet, und die Wetten, welche auf die beiden Kämpfer gemacht wurden, waren fabelhaft. Wir ließen schon eine Stunde, bevor das Schauspiel stattfand, die beiden Lokomotiven, die natürlich von früh an unter vollem Dampf waren, hin und her fahren, und zwar stellenweise in schärfster Gangart, um den Wettenden zu zeigen, was sie leisten könnten. Eine Viertelstunde vor der Katastrophe hatten wir alle Leute glücklich auf der Tribüne untergebracht, und auch die Zaungäste hatten sich einigermaßen eingerichtet. Es wurden zwar bei der Gelegenheit zwei Mann angeschossen, aber nicht etwa von uns, sondern von ihren guten Freunden; ohne Messerstechen und Schießen geht es nun einmal in australischen Goldgräberlagern nicht ab.

Die beiden Lokomotiven wurden endlich unter Aufsicht eines Ausschusses, der aus Goldgräbern von Tuwumba bestand, je eine englische Meile von dem Punkte, an dem sie zusammenstoßen sollten, zurückgebracht, noch einmal nachgesehen, geölt, und die Kessel mit frischen Kohlen versehen; dann wurde an den Hebel, der den Dampfzufluß in das Gangwerk der Lokomotive regelt, ein Strick gebunden, so daß ein Mensch, der neben der Lokomotive stand, durch Anziehen des Strickes den Hebel herumreißen und das Ventil öffnen konnte.

Genau fünf Minuten vor halb elf wurden die Lokomotiven von beiden Enden losgelassen und rasten nun mit stetig zunehmender Schnelligkeit zischend und fauchend aufeinander los.

Ich befand mich mitten auf dem Platz innerhalb der Umzäunung, natürlich in gehöriger Entfernung von der Stelle des Zusammenstoßes. Ich habe da in wenigen Minuten Höllenängste ausgestanden und erkläre hiermit feierlich, daß ich mich nie mehr als Veranstalter von derartigen tollen Unternehmungen aufspiele. Entweder war die Lokomotive „Miner" zu spät abgelassen worden, oder beim Anziehen des Strickes hatte sich das Ventil nicht genügend geöffnet; kurzum, sie fuhr nicht so schnell wie der „Digger", und so mußte denn unausbleiblich der Zusammenstoß nicht an der geplanten Stelle stattfinden, sondern die schnellere Lokomotive fuhr über diese Stelle hinaus und traf die langsamere Lokomotive, bevor diese den Mittelpunkt erreicht hatte. Der Punkt aber, an dem sie sich jetzt treffen mußten, lag unmittelbar vor der südlichen Tribüne. Ich sah ein furchtbares Unglück kommen und war einen Augenblick wie gelähmt. Dann rannte ich zu der gefährdeten Tribüne und schrie den Leuten zu, sie sollten sich retten. Auch auf der Tribüne selbst hatten verständige Beobachter bereits gemerkt, wie die Sache gehen würde, und gaben das Alarmzeichen. Es war ein großartiges Schauspiel, als die Tribünengäste um ihr Leben flüchteten und sich auf den Platz retteten. Die Leute betrachteten übrigens den Zwischenfall sehr humoristisch, es war für sie ebenfalls ein Vergnügen besonderer Art. Die tolle Flucht vollzog sich binnen wenigen Sekunden; dann ertönte ein fürchterlicher Krach, ein Zischen, ein Klingen und Klirren, und die beiden Lokomotiven waren genau vor der eben geräumten Tribüne zusammengerannt. Natürlich waren die Aussichten des Sieges für die beiden Maschinen sehr ungleich. Die schneller laufende wurde weniger beschädigt, als die langsamer laufende. Stücke von Rädern, Nieten, Nägel, abgebrochene Hebel flogen in der Luft herum und schlugen die Tribüne, auf der wenige Sekunden vorher noch Hunderte von Menschen gesessen hatten, zum Teil in Trümmer.

Das Volksfest, das sich nach dem Zusammenstoß rund um den Zaun und innerhalb der Umzäunung entwickelte, war großartig. Und amüsiert haben sich die Leute über alle Maßen. Sie wollten uns sogar zureden, zwei neue Lokomotiven kommen zu lassen, um das Schauspiel zu wiederholen. Wir haben aber dankend abgelehnt.

Die Tribünen und der Rest der Gebäude in Tuwumba sind wahrscheinlich jetzt schon abgetragen. Die Chinesen und die Goldgräber haben alles davongeschleppt, was nicht niet- und nagelfest war.

Für jeden von uns drei Teilnehmern ist bei der Geschichte die Summe von rund dreißigtausend Mark herausgekommen. Damit läßt sich schon etwas anfangen.

Ich aber bin der australischen Verhältnisse überdrüssig und komme nach der Heimat zurück. Vierzehn Tage nach diesem Briefe gedenke ich bei euch einzutreffen. Clay bleibt hier und will mit seinem Gelde ein Geschäft anfangen. Charles geht mit dem nächsten Dampfer nach Südamerika. Wiedersehen werden wir drei Kollegen uns wohl nicht, aber jedenfalls haben wir eine schöne Erinnerung als gemeinsame Unternehmer eines Schauspiels, wie es wohl zum zweiten Male

weder uns noch unseren Gästen vom 14. Mai geboten werden wird.

Mit herzlichen Grüßen
Dein Bruder E. Bischof,
australischer Eisenbahningenieur a. D.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie schwer Franz Liszt einmal nach Hause kam. — In seinem interessanten Buche „Erlebnisse“ gibt der Komponist Wendelin Weißheimer folgende ergötzliche Episode zum besten. Es war in der Weimarer Zeit. Einige Abende in der Woche traf man sich im „Neuweimarklub“ im Stadthaus am Markt, wo Liszt, gewöhnlich mit nur wenigen Herren, die Abende kartenspielend oder plaudernd verbrachte. Zu diesen geselligen Abenden pflegte Liszt auch meistens einen vorzüglichen Kognak mitzubringen, der dann die Gemüter äußerst anregte. Eines Abends nun hatte man eine besonders erregte Debatte. „Ein Wort folgte dem anderen und“ — hier lassen wir Weißheimer selbst erzählen — „ebenso ein Glas dem anderen.

Es ließ sich schließlich nicht leugnen — Liszt hatte einen „Spitz“. Er schien es selbst zu merken, denn er brach plötzlich auf. Ich folgte ihm, um ihn nach Hause zu begleiten. Gern nahm er das an. Als kurz vor seiner Wohnung die Treppen im Tannengebüsch langsam erstiegen waren, wollte ich mich empfehlen. Da sagte aber Liszt energisch: „Nein! Sie haben mich hierher gebracht, nun bringe ich auch Sie nach Haus!“ Alle Widerrede, daß es bis zum Wielanddenkmal, wo ich wohnte, eine halbe Stunde und dunkle Nacht sei, half nichts. Er blieb dabei, mich heimzubringen. So wurde denn der weite Weg in Gottes Namen angetreten. Als wir vor meinem Hause anlangten, ward es erst recht klar, daß ich Liszt unmöglich allein zurückkehren lassen konnte, und ich sagte: „So, Herr Doktor, wir sind da; jetzt bringe ich nun Sie wieder nach Haus!“ Es wurde lachend Kehrt gemacht, wieder am Goethehaus vorbeigeschritten, die Stadt durchquert, an der Mühle vorbei, die Treppen durch das Tannengebüsch hinaufgeturnt, und wieder standen wir vor der Altenburg — da holte Liszt tief Atem und sagte: „Wie wohl tut mir die frische Luft! Aller guten Dinge sind drei; jetzt bring' ich Sie wieder nach Haus!“

„Um Gottes willen, Herr Doktor, es ist Mitternacht vorbei — Sie bedürfen der Ruhe!“

„Ich bedarf der Luft! Aller guten Dinge sind drei; kommen Sie nur!“

Nun ging es vorsichtshalber, statt der gefährlichen Treppen, die im Bogen um das Tannengebüsch ziehende Landstraße hinunter, wieder an der Mühle vorbei durch die Stadt bis zum Goethehaus — da blieb Liszt einen Augenblick stehen, mich fragend: „Was würde der alte Herr sagen, wenn er uns jetzt sehen könnte?“

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!“ war meine schnelle Antwort, und lachend gelangten wir an meine Wohnung.

Obwohl sich Liszt jetzt bedeutend besser befand, ließ ich mir's doch nicht nehmen, ihn nun zum dritten und letzten Male nach Haus zu bringen, wo diesmal der Hausschlüssel auch richtig seines Amtes waltete und die fast dreistündige nächtliche Wanderung zum Abschluß brachte.“ [E. K.]

Gegen die Seekrankheit sind schon die mannigfaltigsten Mittel empfohlen worden. Sehr bewährt soll es sich haben, während der Fahrt stets ein Stück von einer Zwiebel im Munde zu tragen. Zehn bis zwölf Tropfen Chloroform in Wasser genommen, sollen ebenfalls den Brechreiz vertreiben. Andere alte und neue Mittel sind Opium, Kohlensäure, auf Zucker geträufelter Zitronensaft, Pflaster oder Löschpapier auf die Magengegend gelegt, drei Tropfen Kreosot in Wasser genommen, einige Tropfen Chinaessenz in Pomeranzensaft, Rotwein, Chloralhydrat, Kokain u. a. m. [D.]

Humoristisches.



Pech.

Sonntagsjäger (wütend sein Gewehr hinwerfend): So ein Pech, läuft mir da diesen Morgen gerade ein altes Weib über den Weg!

Frau (teilnehmend): Da hast du natürlich nichts getroffen?

Sonntagsjäger: Wollte Gott ... das alte Weib hab' ich getroffen!

Auch ein Erfolg.

Freund (der einen jungen Arzt auf einem kleinen Dorfe besucht): Donnerwetter, du hast ja schon eine ganze Masse Patienten!

Arzt (stolz): Ja, wenn man etwas versteht ... wie ich hierher kam, da waren im ganzen zehn Kranke im Dorf, und jetzt sind's fünfzig!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 40.

Logogriph.

Es ist ein Fluß: durch Böhmen rauscht
Zur Elbe seine Flut;
Wird aber Kopf und Fuß vertauscht,
So zieht's zum Kampf voll Mut.

Auflösung folgt in Nr. 40.

Auflösungen von Nr. 38:

des Homogramms:

	H	T	O	H	
H	E	R	D	E	R
T	R	I	E	S	T
O	D	E	S	S	A
H	E	S	S	E	N
	R	T	A	N	

der zweisilbigen Scharade: Geistreich;
des Silben-Merkrätsels: Weltausstellung, Bodensee, Australien, Morgenstern, Aussteuer, Diadem, Sinnspruch = Aus den Augen, aus dem Sinn.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.